

#11: Von einer Kriegskultur zu einer Kultur des Friedens

Respect all life
Reject violence
Share with others
Listen to understand
Preserve the planet
Rediscover solidarity
UNESCO Manifesto 2000

Krieg zwischen den Menschen, Krieg gegen die Natur

Ein bekanntes Gemälde von Francisco de Goya, *Duelo a garrotazos* (Duell mit Knüppeln) von 1820, porträtiert zwei Männer, die mit Knüppeln gegen einander kämpfen. Wer wird gewinnen? Ein genauerer Blick zeigt, dass es keinen Sieger geben kann. Denn beide stehen im Treibsand oder in einem Sumpf, und je mehr sie auf einander einschlagen, desto tiefer werden sie versinken. Der Philosoph Michel Serres (1990) nimmt dieses Bild als Symbol für den heutigen Zustand der Welt: Mit der vorherrschenden Gewaltkultur, der wahnwitzigen Überrüstung und den zahlreichen Kriegen und bewaffneten Konflikten löschen wir nicht nur das Leben vieler Menschen aus, während wir das Leben von noch viel mehr Menschen ärmer, schwieriger und qualvoller machen, vernichten wir nicht nur manche Kultur und manches Weltwissen, sondern riskieren wir auch unsere natürlichen Lebensgrundlagen zu zerstören. Politische Gewalt führt somit letztlich zum Selbstmord der Menschengesellschaft. Seine Schlussfolgerung: Wir müssen untereinander Frieden schließen, um mit der Natur Frieden schließen zu können. Und wir müssen mit der Natur Frieden schließen, um untereinander Frieden schließen zu können.

So einleuchtend dieses Bild ist, so wenig, scheint es, wird die Lehre beachtet, die der Philosoph daraus zieht. Daran hat auch die Coronakrise nichts

ändern können. Wer die Hoffnung hegte, dass der Wahn der Pandemie eine Warnung vor dem Wahnsinn des Krieges sein könnte, wurde enttäuscht. Und so fand zwar der Aufruf von UN-Generalsekretär António Guterres nach einem globalen Waffenstillstand in Zeiten von Corona ein gewisses Echo: 59 Länder, darunter die meisten europäischen Staaten, haben in einer eigenen Deklaration die Initiative begrüßt. (Statement 2020) Aber bei den meisten eigentlichen Kombattanten und Kriegsparteien verhallte der Appell ungehört.¹ Das heißt: Während wir alle Anstrengungen unternehmen, um Corona-Tote zu vermeiden, verschwenden wir kaum Gedanken darauf, wie viele andere Menschen gleichzeitig an vermeidbaren Krankheiten und vor allem an kriegerischer Gewalt sterben. Doch die Pandemie stellt unerbittlich die Frage, wessen Leben zählt und wessen Leben nicht zählt. Deswegen ist Corona auch ein Anlass mehr, über das Leid nachzudenken, dass der Militarismus und eine Kultur des Krieges über die Welt bringen.

Einfache und einleuchtende Wahrheiten – doch wer nimmt sie ernst?

(Aus dem Aufruf des UN-Generalsekretärs, die Waffen niederzulegen)

»Our world faces a common enemy: COVID-19.

The virus does not care about nationality or ethnicity, faction or faith. It attacks all, relentlessly.

Meanwhile, armed conflict rages on around the world.

The most vulnerable — women and children, people with disabilities, the marginalized and the displaced — pay the highest price.

They are also at the highest risk of suffering devastating losses from COVID-19.

Let's not forget that in war-ravaged countries, health systems have collapsed.

Health professionals, already few in number, have often been targeted.

Refugees and others displaced by violent conflict are doubly vulnerable.

The fury of the virus illustrates the folly of war.« (Guterres 2020b)

1 Immerhin haben in den ersten zwei Monaten die kommunistische Partei der Philippinen sowie bewaffnete Gruppen in Kamerun, Sudan und Südsudan reagiert und einen einseitigen Waffenstillstand verkündet (vgl. <https://menafn.com/1100221352/More-African-countries-should-heed-UN-call-for-global-ceasefire-Guterres>).

Man hat den Eindruck, dass es immer noch ein Tabu ist, über den Zusammenhang zwischen Militarismus, Krieg und Gewalt einerseits und Umweltfragen wie Klimakrise oder Coronakrise andererseits zu sprechen. So selten taucht dieses Thema in den Medien auf. Dabei ist es eine Tatsache, dass das Militär weltweit einer der größten Faktoren für die Zerstörung der Umwelt und für die Klimaerwärmung ist.² Abrüstung wäre somit eine sehr wirksame Maßnahme, die Umwelt zu schützen, die medizinische Versorgung zu verbessern und Armut zu lindern. Wir sehen aber im Gegenteil, dass Corona internationale Spannungen keineswegs mildert, sondern sogar als Anlass dient, sie weiter anzuhetzen, wie die Rivalitäten zwischen den USA und China zeigen. Schon längst sind sich Expert*innen einig, dass es sich dabei um eine neue geopolitische Krise handelt.

Wären Marsmenschen unterwegs, um uns zu beobachten, würden sie vermutlich als allererstes diese Frage stellen: Warum verschwenden die menschlichen Lebewesen so viel Energie, Zeit und Ressourcen, um sich gegenseitig zu bedrohen oder gar systematisch und kollektiv umzubringen? Wieso merken sie nicht, dass sie sich nur selbst schaden? Die Gründe für Krieg und kollektive Gewalt sind vielfältig, sie sind ökonomischer wie politischer Natur, sie haben psychologische und kulturelle Motive. Eine über Jahrtausende geformte und immer wieder modifizierte *Kultur des Krieges* ist sicher ausschlaggebend. Und es gibt noch eine weitere Dimension, die nur ungenügend erhellt wird: Unsere imperiale Lebensweise auf Kosten des ›Rests der Welt‹ erfordert einen permanenten Zugriff auf Ressourcen des gesamten Globus. Dieser Zugriff wird mit allen Mitteln, vom ökonomischen Druck bis hin zur militärischen Gewalt, geschützt – vor denen, deren Ressourcen wir nutzen, wie auch vor potentiellen Rivalen. Die internationale Arbeitsteilung und die komplexen Machtverhältnisse bedingen, dass wir selbst es meist gar nicht bemerken, welchen Druck das globale System zur Verteidigung unserer Privilegien auf andere ausübt.

Wirtschaftliche Globalisierung und militärische Expansion bedingen einander. Der Wahnsinn hat also Methode. Aber die Methode, die militärische Logik, hat sich längst verselbständigt und ist selbst zum Wahnsinn geworden. Die Überrüstung mit Massenvernichtungs- und Atomwaffen entzieht der Menschheit wesentliche Mittel für einen gerechten Wohlstand für alle, sie schafft politische Spannungen, erhöht die Gefahr bewaffneter Konflikte, verhindert menschliche Sicherheit und ist wie gesagt ein Hauptverursacher der

2 Vgl. *Klimakiller Militär*, Themenschwerpunkt von Friedensforum 2/2020.

Klimakrise. Sie perpetuiert eine patriarchale Kultur der Gewalt. Gerade angesichts der gegenwärtigen Polykrise können wir uns diesen Wahnsinn nicht länger leisten.

Corona → Krieg: gegen den unsichtbaren Feind?

Regierungen auf der ganzen Welt haben dem Coronavirus »den Krieg erklärt«. Die Bekämpfung der Pandemie erfolgt, zumindest verbal, mit militärischen Mitteln. Für dieses Phänomen wurde bereits ein Fachausdruck geprägt: »War-washing the virus« (Greenberg/Winkler 2020). Das ist ein schleichender Prozess, und meist wird die Kriegsmetapher als so selbstverständlich empfunden, dass niemand etwas daran auszusetzen hat.

China hat den Anfang mit einer Kriegsrhetorik gemacht, mit Präsident Xi Jinpings Slogan, »die Fahne der Partei möge hoch fliegen an der Frontlinie des Schlachtfelds«. (Dingwall 2020) Aber China ist bei diesem Unterfangen nicht alleine geblieben: »South Korea declares ›war‹ on the coronavirus«; »Israel Wages War on Coronavirus and Quarantines Visitors« und Premierminister Benjamin Netanyahu sprach vom »war against an invisible enemy«; der »global war against the coronavirus« wurde ausgerufen; der US-amerikanische Präsident Donald Trump sprach von »our war against the Chinese virus« und erklärt sich selbst zum »wartime president«. Auch der britische Premier Boris Johnson verkündete: »We must act like any wartime government«. Und Präsident Macron in Frankreich betonte: »Wir sind im Krieg, im Gesundheitskrieg wohlgemerkt, wir kämpfen [...] gegen einen unsichtbaren Feind. [...] Und weil wir im Krieg sind, muss von nun an jede Aktivität der Regierung und des Parlaments auf den Kampf gegen die Epidemie ausgerichtet werden«. (Macron 2020) Giuseppe Conti, italienischer Ministerpräsident, sprach von »Hunder-te[n] von Särgen mit den Gefallenen dieses Krieges gegen einen unsichtbaren Feind« (vgl. Krug 2020). Selbst UN-Generalsekretär António Guterres meinte sich dieses Vokabulars bedienen zum müssen, um auf den Ernst der Situation aufmerksam zu machen und die Gesundheit als gemeinsames Anliegen der Menschheit darzustellen. (Guterres 2020a)

Eine obszöne Rhetorik

Nun hat die Verwendung von Kriegsmetaphern zweifelsohne den positiven Effekt, vor drohenden Gefahren zu warnen. Aber rechtfertigt das bereits ihren Einsatz? »Es liegt etwas Hysterisches, ja Obszönes in dieser ganzen Kriegsrhe-

torik.« (Krug 2020) Die militarisierte Sprache, die der Sache – der Bekämpfung einer Pandemie – überhaupt nicht angemessen ist und uns sogar davon abhält, uns entsprechend der Gefahr zu verhalten, ist kein Zufall. Was unsere Gesellschaften offenbar am besten können, ist, einen Feind zu identifizieren und zu bekämpfen. Und die Kriegsrhetorik hat auch noch zusätzliche Funktionen. Zum einen soll sie die gesellschaftliche Akzeptanz für drastische Maßnahmen, die die bürgerlichen Freiheiten einschränken, erhöhen. In einem Krieg müssten wir so etwas eben akzeptieren! Zum anderen stilisieren sich die Akteure, in typisch patriarchaler Manier, als Helden. Zugleich wird damit auch die Illusion erzeugt, wir könnten das Virus ein für alle Mal unter Kontrolle bekommen. Denn Kriege werden geführt, um sie zu gewinnen. »Wir werden gewinnen, und wir werden moralisch stärker dastehen als zuvor«, hat etwa der aufgrund seiner Sozialpolitik innenpolitisch schwer bedrängte Präsident Macron verkündet (Macron 2020). Doch das das Virus ist gekommen, um zu bleiben und wir werden wohl dauerhaft mit ihm leben müssen.

Weiters ist noch die Funktion der Immunisierung der Politiker*innen zu nennen. Denn in einem Krieg hält man zusammen und fragt nicht, wer wann welchen Fehler gemacht hat. Insbesondere schiebt die Kriegsrhetorik die Schuld für Krankheit und Tod einem externen unsichtbaren Feind zu und verdeckt damit die Tatsache, dass unser gegenwärtiges politisches und ökonomisches System uns so verwundbar für das Virus macht. (Vgl. Caso 2020)

Mit der Rede vom Krieg ist es wie mit den Grenzschließungen. Beides hat auch eine nicht zu unterschätzende symbolische Bedeutung. Damit wird die Rückkehr der Staatssouveränität gefeiert. Denn die Globalisierung der Wirtschaft hat dazu geführt, dass nationale Regierungen immer weniger Einfluss auf die wirtschaftliche Entwicklung im eigenen Land haben und dass sie ihren Bürger*innen auch kaum Schutz vor Deklassierung, Arbeitslosigkeit und einschneidenden Veränderungen des Lebens bieten können. Mit Corona erleben wir eine Renationalisierung der Politik und damit wieder einen Spielraum für die Regierungen. Und so reden sie von Kriegen, die sie gewinnen wollen, und suggerieren damit, wie mächtig sie sind.

Der Hammer als einziges Werkzeug?

Die Militarisierung der Sprache (Metaphern und Rhetorik) in Zeiten von Krisen ist allerdings nicht neu. Schon seit Jahr und Tag konnten wir erleben, wie an sich sinnvolle Strategien zur Bewältigung von Problemen militaristisch

aufgeladen werden: 1964 kündigte der damalige US Präsident Lyndon B. Johnson den »Krieg gegen die Armut« an. 1971 startete Präsident Richard Nixon seinen »Krieg gegen Drogen, den öffentlichen Feind Nr. 1«. 2001 rief Präsident George W. Bush als Antwort auf die Attacken gegen das World Trade Center in New York den »Krieg gegen den Terror« aus.

Aber die Rede vom Krieg hat nicht nur Ursachen, sie hat auch Folgen. Kein Sprachgebrauch ist »unschuldig«. Die Leitbegriffe, die wir verwenden, steuern unsere Wahrnehmung und unser Handeln mit. »Wenn das einzige Werkzeug, das zur Hand ist, ein Hammer ist, sehen alle Problem wie Nägel aus«, kritisiert die amerikanische Friedenspädagogin Betty A. Reardon diese linguistische Aufrüstung. Wir sollten diesem Sprachgebrauch daher entgegenreten und andere Ausdrücke und Metaphern finden. Das gelte auch für Formulierungen wie »social distancing« – ein irreführender Begriff, da es ja nicht um Lockerung der sozialen Bindungen, sondern um körperlichen Abstand gehe. Sie schlägt daher stattdessen »physical distancing« vor. (Reardon 2020)

Wir müssen noch tiefer graben. Die bei uns immer noch vorherrschende »Kultur des Krieges« affiziert auch Bereiche, bei denen man es vielleicht am wenigsten erwarten würde, wie etwa die Medizin. Die moderne westliche Medizin »kämpft gegen Krankheiten«, und wenn dabei jemand stirbt, hat sie »die Schlacht verloren«. Tumore werden anthropomorph als »aggressiv« bezeichnet und müssen entsprechend »aggressiv attackiert« werden, wie etwa mit Chemotherapie. Auch das Coronavirus wird als »hinterhältig« und »böseartig« bezeichnet – was nicht unbedingt unser Verständnis für medizinische Zusammenhänge fördert. (Vgl. Marder 2020)

Das Immunsystem entmilitarisieren

Aber es gibt auch Gegenströmungen. Schon vor 30 Jahren, in einem Buch aus dem Jahre 1990, haben Aleida und Jan Assmann diese Militarisierung der Medizin als unangemessen zurückgewiesen. Unter Berufung auf die Aidsforschung stellen sie fest: »Die Theorie des Immunsystems, wie sie von systemischen Biologen (Humberto Maturana und Francisco Varela) vertreten wird, bricht mit der traditionellen medizinischen Anschauung vom Immunsystem als körpereigenem Abwehrsystem. Die Ansicht, daß die primäre Funktion des Immunsystems darin besteht, nach Art militärischer Abwehrsysteme jeden Einfluß von außen als Freund oder Feind zu unterscheiden und gegebenenfalls zu bekämpfen, wird verworfen. [...] Die Aufmerksamkeit verlagert sich

vom Immunsystem als Abwehrsystem auf das Immunsystem als Kognitionssystem. Als solches ist es nicht primär für die Zerstörung des Feindes, sondern für die Selbsterhaltung und Reproduktion des Organismus verantwortlich.« Es zeigt sich also, dass gesellschaftliche Vorurteile – ein Denken im Paradigma einer Kriegskultur – wissenschaftliche Forschungsergebnisse bzw. ihre Interpretation stark färben können. Assmann und Assmann hingegen stellen einen Zusammenhang von neuen, komplexeren naturwissenschaftlichen Forschungen und einer veränderten Auffassung von gesellschaftswissenschaftlichen Grundannahmen her: »In diesen Perspektivenwechseln könnte sich ein Bewußtseinswandel anbahnen. Damit wäre ein Schritt getan in Richtung auf eine ›Kultur des Konflikts‹, auf eine Praxeologie des Gegenseitigkeitshandelns, die situativ, mutuell und nach vorne offen ist« (Assmann/Assmann 1990: 38). Die Aufgabe der Kultur wäre also, nicht mehr Abgrenzung und Stigmatisierung des ›Artfremden‹ zu fördern, sondern eine Einheit zu schaffen, die das Eigene wie das Andere in ihrer Eigenart bestehen lässt.

1,9 Milliarden Euro und 1,9 Billionen Dollar

Zwei Zahlen, die Ende April 2020 beinahe zeitgleich in den Medien auftauchten, illustrieren diese Zusammenhänge – zwei Zahlen, die man sich merken sollte: 1,9 Milliarden Euro und 1,9 Billionen Dollar.

1,9 Milliarden Euro, das ist der Betrag, der laut Bettina Lüscher, Sprecherin des UN-Welternährungsprogramms (WFP), unmittelbar dringend benötigt wird, um in vielen Teilen der Welt eine Hungerkatastrophe im Gefolge der Coronakrise zu vermeiden. Sie befürchtet, dass bis Ende des Jahres 2020 eine Viertelmilliarde Menschen vom Hungertod bedroht sein wird. (Der Standard, 28.4.2020)

Die zweite Zahl, 1,9 Billionen Dollar, also beinahe das Tausendfache, das ist der Betrag, den die Staaten der Welt im Jahr 2019 für Militär und Aufrüstung ausgegeben haben. Das sind um 3,6 Prozent mehr als im Jahr 2018, wie das schwedische Friedensforschungsinstitut SIPRI errechnet hat. Das ist der höchste jährliche Zuwachs seit 2010. (SIPRI 2020) Natürlich sind die Spitzenreiter wieder die »üblichen Verdächtigen« wie die USA oder China, Russland und Saudiarabien, aber auch Indien. Und Europa? Mit einem Zuwachs von zehn Prozent seit 2018 – dem höchsten aller Top-15-Staaten – lag Deutschland

mit 49,3 Milliarden Dollar auf Rang sieben. Ferner: Die Internationale Kampagne zur Abschaffung von Atomwaffen ICAN (Friedensnobelpreis 2017) hat vorgerechnet, dass Frankreich 2019 allein für seine Atomwaffen die gigantische Summe von 4,9 Milliarden Dollar ausgegeben hat. Damit hätte das Land 100.000 Intensivbetten plus 10.000 Beatmungsgeräte sowie die Gehälter für 20.000 Pflegekräfte und 10.000 Ärzt*innen finanzieren können. (ICAN o.J.) Kein Zweifel, dass es damit die Coronakrise viel effizienter gemeistert hätte.

Menschliche Sicherheit statt Rüstung

Wenn nun über die Finanzierung der enormen Kosten des Lockdowns und die Wiederankurbelung der europäischen Wirtschaft diskutiert wird, müsste man nicht auch über die völlig maßlosen Rüstungsausgaben reden? Wie schützen neue Bombenflugzeuge vor Hungersnot? Vor welcher Pandemie bewahren uns die Atomwaffenarsenale? Wenn es nun um Rettungsschirme für den Wiederaufbau geht, müsste dieser Wiederaufbau nicht in einem neuen Geist erfolgen? Sollte nicht menschliche Sicherheit an die Stelle von militärischer Abschreckung treten? Schließlich propagiert auch die UNO »human security« seit Jahr und Tag, und die sozialwissenschaftliche Forschung hat dieses Konzept gut entwickelt und beforscht (z.B. Kaldor 2007). Anlässlich der Coronakrise hat das *Internationale Friedensbüro* (IPB), die älteste Friedens-NGO der Welt, einen dringenden Aufruf an die G20 gerichtet, doch in das Gesundheitswesen zu investieren, statt weiterhin Militarisierung zu betreiben. Das IPB fordert Abrüstung und eine dramatische Reduzierung der Militärausgaben zugunsten der Gesundheitsversorgung und sozialer Leistungen. (International Peace Bureau 2020)

Allzu optimistisch dürfen wir aber nicht sein, dass dieser Appell auf fruchtbaren Boden fällt. Trotz der Coronakrise nehmen die internationalen Spannungen zu. Es gibt sicher keinen »geistigen Waffenstillstand« im Sinne des UN-Generalsekretärs. Die USA haben den Atomdeal mit dem Iran aufgekündigt, das Pariser Klima-Abkommen verlassen und sich aus dem INF-Vertrag über das Verbot landgestützter atomarer Mittelstreckenwaffen, dem für Europa wohl wichtigsten Vertrag zur atomaren Abrüstung, zurückgezogen. Sie beschwören damit, im Verein mit anderen Großmächten, eine Situation herauf, die militärisch so gefährlich ist wie zu Zeiten des Kalten Krieges.

Um diesbezüglich einen Umschwung herbeizuführen, braucht es auch einen geistigen Paradigmenwechsel, hin zu einer Kultur des Friedens. Eine Kultur des Friedens ist keineswegs der automatische Reflex, der sich in einer befriedeten Welt einstellt. Sie ist vielmehr ein eigenständiger Faktor, der erst friedlichere soziale Beziehungen, soziale Gerechtigkeit, nicht nur bei uns, sondern im Weltmaßstab, wie auch das Bewusstsein für unsere Verantwortlichkeit für die Welt und alles Leben ermöglicht. Es geht also immer um Frieden zwischen den Menschen und zugleich um *Frieden mit der Natur*. Die Friedensforscherin Ingeborg Breines, langjährige UNESCO-Mitarbeiterin, erläutert:

»Die Vision einer Kultur des Friedens betrachtet Frieden nicht nur als Abwesenheit von bewaffneten Konflikten oder Krieg, so wichtig das auch ist, sondern konzentriert sich auf den Inhalt und die Bedingungen des Friedens. Sie verlangt auch einen positiven, dynamischen partizipatorischen Prozess, in dem der Dialog gefördert und Konflikte im Geiste des gegenseitigen Verständnisses und der Zusammenarbeit gelöst werden. Die Herausforderung besteht darin, zur Entwicklung einer Denkweise beizutragen, die den Übergang von der Gewalt zur Vernunft und von Konflikt und Gewalt zu Dialog und Frieden fördert.« (Breines 2014)

Die UNO hat diesem Anliegen das Jahr 2000 gewidmet, an das sich eine gleichnamige Dekade angeschlossen hat. Der 11. September 2001 hat dieser Kampagne aber sehr viel von ihrem Drive genommen. Das Bewusstsein von der Notwendigkeit langfristiger Friedensbildung ist der Hysterie der so genannten Terrorbekämpfung gewichen. Vielleicht kann Corona uns wieder die Augen öffnen und die oft zu abstrakte Vorstellung von menschlicher Sicherheit wieder mit Leben erfüllen und das Bedürfnis nach einer Kultur des Friedens neu entstehen lassen. Denn, um nochmals auf Goyas Bild zurückzukommen: Nur mit einer Kultur des Friedens haben wir eine Chance, aus dem Treibsand herauszukommen, in den wir uns selbst hineinmanövriert haben.

